

Vom Nutzen der Denkmäler für die Architektur : Abschied nach 25 Jahren im Dienst von Lehre und Forschung

Autor(en): **Mörsch, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **101 (2006)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-176181>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Abschied nach 25 Jahren im Dienst von Lehre und Forschung

Vom Nutzen der Denkmäler für die Architektur

Prof. Dr. Georg Mörsch, Zürich

Ende 2005 hat Professor Dr. Georg Mörsch, der während 25 Jahren dem Institut für Denkmalpflege an der ETH Zürich vorgestanden hatte, die Institutsleitung Professor Uta Hassler anvertraut. Über all die Jahre nahm der in den «aktiven Ruhestand» Getretene auch lebhaften Anteil an der Entwicklung des Schweizer Heimatschutzes und brachte als Hochschulvertreter in dessen Reihen wertvolle Impulse ein, für die ihm der Verband herzlich dankt. Im Sinne einer kleinen Hommage an Georg Mörsch veröffentlichen wir nachstehend den Hauptteil seiner Abschiedsvorlesung, die einem seiner Lieblingsthemen galt, dem Verhältnis zwischen Denkmal und Architektur.

Architekten sind, so scheint mir, besonders leichte Beute der platonischen Ideenlehre in der immer wieder verführerischen Variante, die Materie, hinter der wir die Idee, die Essenz des Wirklichen, glauben, als vernachlässigenswert zu verachten, statt diese Materie als den einzigen uns wirklich zugänglichen Widerschein des Schönen und Wahren zu hegen und zu pflegen. Es ist ja nicht nur eine kostbare Anekdote, sondern ungemein typisch, wenn unser Kollege Jacques Herzog mir in einer lebhaften Diskussion über den Begriff des Denkmals entgegenschleuderte, Denkmal sei für ihn seine Projektidee. Hätte er gesagt, Denkmal sei für ihn sein jüngster realisierter Neubau, hätte es zwischen uns kaum eine Meinungsverschiedenheit gegeben. Aber nur eine Idee?

Gerade der physische Aggregatzustand der Denkmäler, materielle Überlieferung zu sein, übernimmt in Ausbildung und Praxis des Architekten eine unentbehrliche Erziehungsaufgabe. Auch in einer Zeit der virtuellen Entwurfsprozesse, in denen manches staunenswerte Projekt den Aggregatzustand einer Computerdatei nie verlässt, beweist und erfüllt das materiell existierende Baudenkmal ein generelles Grundbedürfnis, Einsichten und Erinnerung über haptische Vergewisserung zu erleben. Natürlich ist hier der Einwand fällig, ob denn solche haptische

Präsenz und Ansprache nicht von jedem materiell überlieferten Bauwerk ausgehe. Gewiss – und zusätzlich sei gesagt, dass es gegenüber *aller* alt gewordenen architektonischen Substanz Formen des nachhaltigen Umgangs geben muss, die als gesellschaftlicher Konsens auch den herausgehobenen Denkmälern besonders gute Erhaltungsbedingungen geben würden. Aber das Interesse des Architekten gilt nachweislich nicht nur dem alt gewordenen Gegenstand, dessen Entsorgung ökologisch fast immer und dessen Abbruch sehr oft auch ökonomisch töricht wäre, sondern er ist zusätzlich fasziniert von der in ihm gespeicherten Zeugnisfülle, die den alten Gegenstand als Spur des Menschen und seines Ganges durch die Zeit erst zum Denkmal macht.

Modell zur Lösung eigener Probleme

Das öffentliche Interesse an der Erhaltung solcher besonderer Gegenstände können Architekten nicht nur teilen – es fällt ihnen vielleicht hin und wieder schwer bei Objekten, die auf dem Platz des Neubauprojektes stehen –, sondern diese alt gewordenen Bauten aktivieren auch ihre hilfreichen Fähigkeiten als Statiker, Baumanager, Bauphysiker, Ökologen, Juristen, u.v.a.m. Wir halten an der Vermittlung dieser architektonischen Hilfswissenschaften als einer auszeichnenden Qualität unserer

Ausbildung unverbrüchlich fest, um neben dem Entwurfsspezialisten immer auch den verantwortlichen Generalisten im Auge zu behalten. Wer den herausfordernden Anspruch des Baudenkmals an die Architektin nur schon auf diesen hilfsweisen Gebieten verstanden und erfüllt hat, hat wichtigste Impulse für seine architektonische Kompetenz erhalten. Diese Kompetenz findet Bestätigung und Genugtuung nicht nur auf der Ebene der entsprechenden Hilfsdisziplinen, eben der Statik, der Ökonomie, der Bauphysik usw., für die der alte Bau übrigens fast immer unvermutet komplizierte und vernetzte Probleme und das Glück individueller Detaillösungen bereithält, sondern im besonderen Erfolg, ein mit dieser Biografie und Aura buchstäblich einzigartiges Objekt für weiteren gesellschaftlichen Gebrauch erhalten zu haben.

Im Hintergrund dieses Erfolges stellen sich Fähigkeiten und Haltungen ein, die ich für unverzichtbare Bestandteile jeder Architektenbiografie halte – ethisch begründet und deshalb zu jeder Zeit, global und auf jeder Baustelle: Denkmalumgang lehrt den Architekten die Verbindung *aller* Aspekte von Nachhaltigkeit. Er bewirtschaftet also nicht nur ökonomische und ökologische Ressourcen, sondern mit der Erhaltung geschichtlicher Substanz auch die nicht abreisende gesellschaftliche Befragbarkeit und Nutzung einer unwiederholbaren soziokulturellen Ressource, also eines unwiederholbaren Gutes, in dem Gesellschaften ihre Erfahrungen und Hoffnungen, ihren Ehrgeiz und Wettstreit und ihre sublimsten Leistungen materiell deponiert haben.

Die Wirklichkeit des Denkmals ist für den Architekten vielfältiges Modell für die Lösung *eigener* Probleme. Wo

sonst kann er mit solcher Anschaulichkeit künftige Schicksale seiner eigenen Produkte als permanente Themen glaubwürdig studieren und in seine eigenen Überlegungen einfließen lassen: Der soziale Langzeitbeweis architektonischer Typologien, z.B. die autonome städtische Parzelle oder das serielle niederländische Kleinhaus, das in Jacobus Johannes Pieter Ouds Reihenhäusern in der Weissenhofsiedlung in Stuttgart Pate steht, oder auch bauphysikalisch angelegte Pflegeformen, wie die leichte Reparierbarkeit einer Dachhaut, die nötige, aber eben auch technisch und ökonomisch vorgesehene Wiederholbarkeit eines Kalkanstrichs u.v.a.m., lassen sich genau untersuchen und analog einsetzen, so wie mittelalterliche Architekten sich zu Symposien bei einsturzgefährdeten Bauten einfanden, um aus Rissebild und Sturzverhalten für die *eigenen* Projekte zu lernen.

Die Verantwortung des Architekten

In das *Zentrum* unseres Themas führt jedoch erst die Definition des Denkmals. Nach allen gültigen Definitionen und übrigens auch nach den Formulierungen der schweizerischen Denkmalschutzgesetze ist das Denkmal, dessen Nützlichkeit wir auf der Spur sind, erstens ein physischer Gegenstand aus vergangener Zeit, der zweitens so viel geschichtliche Bedeutung besitzt, dass drittens gesellschaftliches, «öffentliches», Erhaltungsinteresse entsteht. Diese Definition, in der übrigens die «vergangene Zeit» am flexibelsten behandelt werden kann, enthält in simplem Juristendeutsch die zentrale Tatsache, die Alois Riegl 1903 als Hauptfaktor der Denkmalsetzung formuliert hatte: Es «kann die Definition ›Denkmale‹ nicht in objektivem, sondern bloss in subjektivem Sinne gemeint sein: nicht den Werken *selbst* (*Hervorhebung GM*) kraft ihrer ursprünglichen Bestimmung kommt Sinn und Bedeutung von Denkmalen zu, sondern wir modernen Subjekte sind es, die ihnen dieselben unterlegen.»

Was so relativ und auf den ersten Blick unbefriedigend daher kommt, ist in Wirklichkeit die Glück stiftende

Rolle des Denkmals: Wie die Freundin, der Liebhaber nur durch ein Gegenüber beginnen zu existieren, wird auch erst durch menschliche Erkenntnis und Zuwendung der alte Gegenstand zum Denkmal. Es ist deshalb übrigens auch das Verhältnis zwischen Denkmal und Gesellschaft zentrales Aufgabengebiet des Denkmalpflegers und die Soziologie zentrale Beschreiberin seines Auftrags. Unter diesen Denkmalexistenz begründenden Begegnungen nun scheint mir die des Architekten auf besondere Weise ausgezeichnet: Die Architektin nimmt ja nicht nur teil an der Verständnis- und emotionalen Zuwendungsleistung der übrigen Gesellschaft, sondern ist in der Lage und herausgefordert, mehr zu tun: Architekten geben ihrem Denkmalverständnis kreative Gestalt und physische Wirklichkeit, wenn sie im Dialog mit dem Denkmal seine zeugnishaften Botschaften entziffern und entwerfend darauf reagieren. Diese Reaktion darf entspannt und verantwortungsvoll zugleich formuliert werden: Es ist ja eine, auch hin und wieder von Denkmalpflegern zu hörende, Mystifizierung, zu behaupten, in diesem Dialog spräche das Denkmal selbst. Nein, das gestaltende Gegenüber des Denkmals, Architektin und Architekt, geben nicht nur ihren eigenen Entwurfsgedanken konkrete Form und Gegenständlichkeit, sondern auch dem Gegenüber ihres Baus eine herausfordernde Stimme. Steine sind stumm; wir geben ihnen unsere Stimme. Dies ist die *Verantwortung* des Architekten. Die *Entspanntheit* gründet auf der Tatsache, dass viele Beteiligte am Denkmaldialog, darunter auch die Kunstwissenschaften, an der Deutung des Denkmals zwar beteiligt sind, niemand aber die alleinige Deutungshoheit über das Denkmal beanspruchen kann. Gerade Kunsthistoriker wie ich haben dies nicht immer beachtet. Schon die Einteilung der Denkmalwelt in schematische wertende Klassen setzt sich über diese Unmöglichkeit einer abschliessenden Denkmaldeutung hinweg. Besonders aber gilt diese Entspanntheit für die im Dialog antwortende kreative Stimme des Architekten.

In Pension gegangen: Professor Georg Mörsch, Leiter des Instituts für Denkmalpflege der ETH Zürich (Bilder K. Mörsch)

Départ à la retraite du Professeur Georg Mörsch, Directeur de l'Institut de la conservation des monuments et des sites de l'EPF de Zurich (photos K. Mörsch)



LES MONUMENTS SERVENT L'ARCHITECTURE

red. Le Professeur Georg Mörsch, directeur de l'Institut de la conservation des monuments et des sites de l'Ecole polytechnique de Zurich durant 25 ans, a pris sa retraite à la fin de l'année 2005. Uta Hassler a été nommée Professeure pour lui succéder. Durant toutes ces années, le Professeur Mörsch, qui prend aujourd'hui une retraite active, s'est intéressé de près aux activités de Patrimoine suisse. Il a apporté de précieuses impulsions en tant que représentant des milieux académiques, et notre association lui adresse toute sa gratitude. Lors de son cours d'adieu, le Professeur a abordé son thème de prédilection: le rapport entre monument et architecture. Les monuments, qui sont des ouvrages destinés à transmettre et perpétuer un héritage, sont, pour les architectes appelés à les mettre en valeur, des ouvrages qui réunissent tous les aspects de la durabilité. Le monument est un modèle dont les architectes peuvent s'inspirer car il présente, sous des formes diversifiées, des réponses aux problèmes propres à l'architecture, et notamment à la question de la durée des productions architecturales. Face à un monument, la tâche de l'architecte suppose une interprétation, puis une réaction empreinte de sensibilité. Le dialogue est profitable des deux points de vue, tant pour le monument qui peut retrouver une assise solide dans une harmonie intelligente et délicate avec l'architecture nouvelle et déployer ainsi de nouveaux effets, que pour l'architecte qui exprime cette relation sous une forme artistique qui n'aurait pas vu le jour sans le monument (cf. texte allemand).

Nach der emotionalen und kognitiven Begegnung mit dem Denkmal, das erhalten werden soll, ist seine gestaltende Antwort, sein ergänzender Eingriff, sein Neubau zwar ein Kommentar zu wichtigen Denkmaleigenschaften, der nachvollziehbaren Einsichten und Konsequenzen folgt, aber keiner regelhaften Automatik unterworfen ist. Mit andern Worten: Hinter dem erwartungsvollen Doppelpunkt der Denkmalbegegnung herrscht Freiheit. Natürlich ist es nicht die dumme Freiheit der Beliebigkeit: Zumindest der Partner in dieser Begegnung, das Denkmal, wird die Bindung von Respekt und Fürsorge einfordern, aber damit ist nicht etwa eine Automatik der formalen Anpassung gemeint, wie andererseits ja auch der zwanghafte, ubiquitäre Bruch an jeder Stelle obsolet ist. In diesem Zusammenhang hat übrigens Denkmalpflege eine gute Tradition, gegen Mimikry, Anpassung bis zur Fälschung und Unerkennbarkeit des Neuen zu kämpfen. Die Verteidigung dieser Tradition ist für das Denkmal lebenswichtig: Für die Denkmalpflege handelt es sich dabei nämlich nicht um blosse Gestaltungs- oder Stilfragen, sondern um das unbedingte Prinzip der Erkennbarkeit des Denkmals, ohne die ein Dialog mit ihm nicht aufgenommen werden kann. Es war und ist wieder ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, den architektonischen Dialog mit dem Denkmal so zu führen, dass der Neubau ihm gleichgemacht wird, das Denkmal also ein Selbstgespräch mit seinem zweiten, gefälschten Ich führt.

Orientierungsleistung des Denkmals

Seit Beginn der modernen Denkmalpflege vor ungefähr 200 Jahren, aber auch in den unerschöpflichen Stationen von Denkmalpflege vorher, ist die unentbehrliche Orientierungsleistung der Denkmäler, also der Dinge, die dabei waren und in ihrer materiell überlieferten Spurenfülle immer wieder und immer neu befragt werden können, als Grund für Denkmalerhaltung genannt worden. Für den Architekten ist diese Orientierungsleistung eine doppelte: Er befragt ja nicht nur das Denkmal gegenüber, sondern antwortet ihm auf die

konkreteste und unübersehbarste Weise. Schon das geschichtlich geleitete Fragen übrigens ist legitimes und lustvolles Feld architektonischen Interesses. In den vielen Hunderten von Schlussdiplomarbeiten meines Lehrstuhls musste ein selbst gewähltes altes Objekt denkmalkundlich untersucht, danach auf die Konsequenzen aus solcher Untersuchung analysiert und hernach in einem erhaltenden konkreten Projekt erhaltungsfähig gemacht werden. Fast regelmässig musste ich die Studierenden dabei ermahnen, sich nicht ganz ihrer neu entfachten Leidenschaft für die Denkmalforschung hinzugeben, sondern auch die beiden anderen Teile ihrer Aufgabe anzupacken – mit einer Kompetenz, die mich immer wieder verblüfft hat. Denn für die spezifische Antwort des Architekten im Denkmaldialog, für seinen Eingriff, seine Ergänzung, sein Denkmal gegenüber und seinen Denkmalwiderspruch ist die Auseinandersetzung mit dem Denkmal mehr als historische Forschung und emotionales Bewegtwerden. Für den Architekten ist die Orientierungsleistung des Denkmals Geburtshilfe für Projekte, die ohne die vielschichtige Präsenz des Denkmals nicht entstehen würden. Es wäre ein leichtes, die Œuvres moderner Architekten auf diese Tatsache hin bestätigend zu überprüfen.

Diese Orientierung am Denkmal macht das entwerfende Ich reifer, verändert und bereichert vorgefasste Entwurfsideen und stilistische Stereotypen und verhindert, dass dem Denkmal beziehungslose Fremdlinge an die wehrlose Seite gesetzt werden. Freilich: Bei der geduldigen und entdeckungsfreudigen Denkmalwahrnehmung sollten gerade Architekten, die einen friedlichen Dialog mit dem alten Bau oder dem ganzen bestehenden Kontext aufnehmen wollen, den Fehler vermeiden, die Denkmalumgebung zu schnell als das Vertraute, das leicht Verständliche, den Beitrag für die eigene Identität wahrzunehmen. Auch die Denkmalpflege der letzten 30 Jahre hat diesen Fehler nicht vermieden. Sicherlich zu Recht hat sie die Rolle der Denkmalwelt für das Selbstbewusstsein, die Verortung, die Identität verunsicherter Ge-

sellschaften betont, aber auch das gegensätzliche Denkmalerlebnis, das Innewerden seiner Fremdheit ist nötig und dass wir zunehmend über das kostbare Anderssein der Denkmäler von *anderen* nachdenken, dass wir neben der Nahrung der eigenen Identität auch die Toleranz und sogar die Solidarität gegenüber der Kultur der anderen bedenken, und ich bin froh, dass der letzte Kongress des alten Instituts für Denkmalpflege im Februar dieses Jahres diesem Thema, der Vertrautheit und dem Fremdsein des Denkmals, umfassend gewidmet war. Die Bereitschaft für die Orientierung durch die ganze bewegende Fülle der Denkmalwirklichkeit vorausgesetzt, gestehe ich auch – und hier zum ersten Mal –, dass ich meine Skepsis gegen global operierende Architekten überdenken könnte: Vorausgesetzt also, dass die jeweilige lokale geschichtliche Wirklichkeit, deren Spiegel und Teilmenge die Denkmalwelt ist, mit einer global verbindlichen Sorgfalt wahrgenommen und mitbedacht wird, kann ich mir vorstellen, dass ein japanischer Kollege ein Haus in der Altstadt von Zürich – oder Aachen – baut.

Beide Seiten profitieren

Der Nutzen, der bei der Begegnung von neuer Architektur und Denkmal für beide Seiten entsteht, ist nicht von der merkantilen Art einer Tauschgesellschaft: «Du schenkst mir einen Apfel, und ich erlaube dir, meinen Zaun zu streichen.» Das Denkmal wird in dieser Begegnung so verständnis- und liebevoll, so überraschend und kühn verstanden, dass es in der neuen Gemeinschaft neue und nachhaltige Sicherheit findet, bekannte und neue Wirkung zu entfalten. Der Nutzen für den Architekten ist spiegelbildlich das Glück, einer Partnerschaft konkret und permanent künstlerisch eine Gestalt gegeben zu haben, die *ohne* das Denkmal nicht entstanden wäre. Zu dieser Konkretheit und Permanenz gehört, dass das gemeinsame Werk die Eigenschaft aller Denkmäler teilen wird, in immer neuen geschichtlichen Situationen bereichernd Zeugnis abzulegen und nach der Qualität dieser dialogischen Begegnung befragt werden zu können.